

Nr. 182. Bromberg, den 7. September 1927.

Die Judenbuche.

Ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Westfalen
von **Annette Freiin v. Droste-Hülshoff.**

Vo ist die Hand so zart, daß ohne Irren
Sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,
So fest, daß ohne Zittern sie den Stein
Mag schleudern auf ein arm verkümmert Sein?
Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu messen,
Zu wägen jedes Wort, das unvergessen
In junge Brust die zähen Wurzeln trieb,
DesVorurteils geheimen Seelendieb?
Du Glücklicher, geboren und gehegt
Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
Leg' hin die Wagschal', — nimmer dir erlaubt!
Laß ruhn den Stein — er trifft dein eignes Haupt! —

Friedrich Mergel, geboren 1738, war der Sohn eines sogenannten Halbmeiers oder Grundeigentümers geringer Klasse im Dorfe B., das, so schlecht gebaut und rauchig es sein mag, doch das Auge jedes Reisenden fesselt durch die überaus malerische Schönheit seiner Lage in der grünen Waldschlucht eines bedeutenden und geschichtlich merkwürdigen Gebirges. Das Ländchen, dem es angehörte, war damals einer jener abgeschlossenen Erdwinkel ohne Fabriken und Handel, ohne Heerstraßen, wo noch ein fremdes Gesicht Aufsehen erregte, und eine Reise von dreißig Meilen selbst den Vornehmeren zum Ulysses seiner Gegend machte — kurz, ein Fleck, wie es deren sonst so viele in Deutschland gab, mit all den Mängeln und Tugenden, all der Originalität und Beschränktheit, wie sie nur in solchen Zuständen gedeihen.

Unter höchst einfachen und häufig unzulänglichen Gesetzen waren die Begriffe der Einwohner von Recht und Unrecht einigermaßen in Verwirrung geraten, oder vielmehr es hatte sich neben dem gesetzlichen ein zweites Recht gebildet, ein Recht der öffentlichen Meinung, der Gewohnheit und der durch Vernachlässigung entstandenen Verjährung. Die Gutsbesitzer, denen die niedrige Gerichtsbarkeit zustand, straften und belohnten nach ihrer, in den meisten Fällen redlichen Einsicht; der Untergebene tat, was ihm ausführbar und mit einem etwas weiteren Gewissen verträglich schien, und nur dem Verlierenden fiel es zuweilen ein, in alten staubigen Urkunden nachzuschlagen. — Es ist schwer, jene Zeit unparteiisch ins Auge zu fassen; sie ist seit ihrem Verschwinden entweder hochmütig getadelt oder albern gelobt worden, da den, der sie erlebte, zu viel teure Erinnerungen blenden und der Spätergeborene sie nicht begreift. So viel darf man indessen behaupten, daß die Form schwächer, der Kern fester, Vergehen häufiger, Gewissenlosigkeit seltener waren. Denn wer nach seiner Überzeugung handelt, und sei sie noch so mangelhaft, kann nie ganz zugrunde gehen, wogegen nichts seelentötender wirkt, als gegen das innere Rechtsgefühl das äußere Recht in Anspruch nehmen.

Ein Menschenschlag, unruhiger und unternehmender als seine Nachbarn, ließ in dem kleinen Staate, von dem wir reden, manches weit greller hervortreten als anderswo unter gleichen Umständen. Holz- und Jagdfrevel waren an der Tagesordnung und bei den häufig vorfallenden Schlägereien hatte sich jeder selbst seines zerschlagenen Kopfes zu trösten. Da jedoch große und ergiebige Waldungen den Hauptreichtum des Landes ausmachten, ward allerdings scharf über die Forsten gewacht, aber weniger auf gesetzlichem Wege, als in stets erneuten Versuchen, Gewalt und List mit gleichen Waffen zu überbieten.

Das Dorf B. galt für die hochmütigste, schlauste und kühnste Gemeinde des ganzen Fürstentums. Seine Lage inmitten tiefer und stolzer Waldeinsamkeit mochte schon früh den angeborenen Starrsinn der Gemüter nähren; die Nähe eines Flusses, der in die See mündete und bedeckte Fahrzeuge trug, groß genug, um Schiffbauholz bequem und sicher außer Land zu führen, trug sehr dazu bei, die natürliche Kühnheit der Holzfrevler zu ermutigen, und der Umstand, daß alles umher von Förstern wimmelte, konnte hier nur aufregend wirken, da bei den häufig vorkommenden Scharmützeln der Vorteil meist auf Seiten der Bauern blieb. Dreißig, vierzig Wagen zogen zugleich aus in den schönen Mondnächten mit ungefähr doppelt so viel Mannschaft jedes Alters, vom halbwüchsigen Knaben bis zum siebzigjährigen Ortsvorsteher, der als erfahrener Leitbock den Zug mit gleich stolzem Bewußtsein anführte, wie er seinen Sitz in der Gerichtsstube einnahm. Die Zurückgebliebenen horchten sorglos dem allmählichen Verhallen des Knarrens und Stoßens der Räder in den Hohlwegen und schliefen sacht weiter. Ein gelegentlicher Schuß, ein schwacher Schrei ließen wohl einmal eine junge Frau oder Braut auffahren; kein anderer achtete darauf. Beim ersten Morgengrauen kehrte der Zug eben so schweigend heim, die Gesichter glühend wie Erz, hier und dort einer mit verbundenem Kopf, was weiter nicht in Betracht kam, und nach ein paar Stunden war die Umgegend voll von dem Mißgeschick eines oder mehrerer Forstbeamten, die aus dem Walde getragen wurden, zerschlagen, mit Schnupftabak geblendet und für einige Zeit unfähig, ihrem Berufe nachzukommen.

In diesen Umgebungen ward Friedrich Mergel geboren, in einem Hause, das durch die stolze Zugabe eines Rauchfanges und minder kleiner Glasscheiben die Ansprüche seines Erbauers, so wie durch seine gegenwärtige Verkommenheit die kümmerlichen Umstände des jetzigen Besitzers bezeugte. Das frühere Geländer um Hof und Garten war einem vernachlässigten Zaune gewichen, das Dach schadhaft, fremdes Vieh weidete auf den Triften, fremdes Korn wuchs auf dem Acker zunächst am Hofe, und der Garten enthielt, außer ein paar holzigen Rosenstöcken aus besserer Zeit, mehr Unkraut als Kraut. Freilich hatten Unglücksfälle manches hiervon herbeigeführt; doch war auch viel Unordnung und böse Wirtschaft im Spiel. Friedrichs Vater, der alte Hermann Mergel, war in seinem Junggesellenstande ein sogenannter ordentlicher Säufer, d. h. einer, der nur an Sonn- und Festtagen in der Rinne lag und die Woche hindurch so manierlich war wie ein anderer. So war denn auch seine Bewerbung um ein recht hübsches und wohlhabendes Mädchen ihm nicht erschwert. Auf der Hochzeit ging's lustig zu. Mergel war nicht gar zu arg betrunken, und die Eltern der Braut gingen abends vergnügt heim; aber am nächsten Sonntage sah man die junge Frau schreiend und blutrünstig durchs Dorf zu den Ihrigen rennen, alle ihre guten Kleider und neues Hausgerät im Stich lassend. Das war freilich ein großer Skandal und Ärger für Mergel, der allerdings Trostes bedurfte. So war denn auch am Nachmittage keine Scheibe an seinem Hause mehr ganz, und man sah ihn noch bis spät in der Nacht vor der Türschwelle liegen, einen abgebrochenen Flaschenhals von Zeit zu Zeit zum Munde führend und sich Gesicht und Hände jämmerlich zerschneidend. Die junge Frau blieb bei ihren Eltern, wo sie bald verkümmerte und starb. Ob nun den Mergel Reue quälte oder Scham, genug, er schien der Trostmittel immer bedürftiger und fing bald

an, den gänzlich verkommenen Subjekten zugezählt zu werden.

Die Wirtschaft verfiel; fremde Mägde brachten Schimpf und Schaden; so verging Jahr auf Jahr. Mergel war und blieb ein verlegener und zuletzt ziemlich armseliger Witwer, bis er mit einem Male wieder als Bräutigam auftrat. War die Sache an und für sich unerwartet, so trug die Persönlichkeit der Braut noch dazu bei, die Verwunderung zu erhöhen. Margareth Semmler war eine brave, anständige Person, so in den Vierzigen, in ihrer Jugend eine Dorfschönheit und noch jetzt sehr klug und wirklich geachtet, dabei nicht unvermögend; und so mußte es jedem unbegreiflich sein, was sie zu diesem Schritte getrieben. Wir glauben den Grund eben in dieser ihrer selbstbewußten Vollkommenheit zu finden. Am Abend vor der Hochzeit soll sie gesagt haben: „Eine Frau, die von ihrem Manne übel behandelt wird, ist dumm oder taugt nicht: wenn's mir schlecht geht, so sagt, es liege an mir." Der Erfolg zeigte leider, daß sie ihre Kräfte überschätzt hatte. Anfangs imponierte sie ihrem Manne; er kam nicht nach Haus oder kroch in die Scheune, wenn er sich übernommen hatte; aber das Joch war zu drückend, um lange getragen zu werden, und bald sah man ihn oft genug quer über die Gasse ins Haus taumeln, hörte drinnen sein wüstes Lärmen und sah Margareth eilends Tür und Fenster schließen. An einem solchen Tage — keinem Sonntage mehr — sah man sie abends aus dem Hause stürzen, ohne Haube und Halstuch, das Haar wild um den Kopf hängend, sich im Garten neben ein Krautbeet niederwerfen und die Erde mit den Händen aufwühlen, dann ängstlich um sich schauen, rasch ein Bündel Kräuter brechen und damit langsam wieder dem Hause zugehen, aber nicht hinein, sondern in die Scheune. Es hieß, an diesem Tage habe Mergel zuerst Hand an sie gelegt, obwohl das Bekenntnis nie über ihre Lippen kam. — Das zweite Jahr dieser unglücklichen Ehe ward mit einem Sohne, man kann nicht sagen erfreut, denn Margareth soll sehr geweint haben, als man ihr das Kind reichte. Dennoch, obwohl unter einem Herzen voll Gram getragen, war Friedrich ein gesundes hübsches Kind, das in der frischen Luft kräftig gedieh. Der Vater hatte ihn sehr lieb, kam nie nach Hause, ohne ihm ein Stückchen Wecken oder dergleichen mitzubringen, und man meinte sogar, er sei seit der Geburt des Knaben ordentlicher geworden; wenigstens ward der Lärm im Hause geringer.

Friedrich stand in seinem neunten Jahre. Es war um das Fest der heiligen drei Könige, eine rauhe, stürmische Winternacht. Hermann war zu einer Hochzeit gegangen und hatte sich schon bei Zeiten auf den Weg gemacht, da das Brauthaus Dreiviertelmeilen entfernt lag. Obgleich er versprochen hatte, abends wiederzukommen, rechnete Frau Mergel doch um so weniger darauf, da sich nach Sonnenuntergang dichtes Schneegestöber eingestellt hatte. Gegen zehn Uhr schürte sie die Asche am Herde zusammen und machte sich zum Schlafengehen bereit. Friedrich stand neben ihr, schon halb entkleidet, und horchte auf das Geheul des Windes und das Klappern der Bodenfenster.

„Mutter, kommt der Vater heute nicht?" fragte er.

„Nein, Kind, morgen." — „Aber warum nicht, Mutter? er hat's doch versprochen." — „Ach Gott, wenn der alles hielte, was er verspricht! Mach, mach voran, daß du fertig wirst."

Sie hatten sich kaum niedergelegt, so erhob sich eine Windsbraut, als ob sie das Haus mitnehmen wollte. Die Bettstatt bebte und im Schornstein rasselte es wie ein Kobold. — „Mutter, es pocht draußen!" — „Still, Fritzchen, das ist das lockere Brett im Giebel, das der Wind jagt." — „Nein, Mutter, an der Tür!" — „Sie schließt nicht; die Klinke ist zerbrochen. Gott, schlaf doch! bring mich nicht um das armselige bißchen Nachtruhe." — „Aber wenn nun der Vater kommt?" — Die Mutter drehte sich heftig im Bett um. — „Den hält der Teufel fest genug!" — „Wo ist der Teufel, Mutter?" — „Wart, du Unrast! er steht vor der Tür und will dich holen, wenn du nicht ruhig bist!"

Friedrich ward still; er horchte noch ein Weilchen und schlief dann ein. Nach einigen Stunden erwachte er. Der Wind hatte sich gewendet und zischte jetzt wie eine Schlange durch die Fensterritze an seinem Ohr. Seine Schulter war erstarrt: er kroch tief unters Deckbett und lag aus Furcht ganz still. Nach einer Weile bemerkte er, daß die Mutter auch nicht schlief. Er hörte sie weinen und mitunter: „Gegrüßt seist du, Maria!" und „bitte für uns arme Sünder!" Die Kügelchen des Rosenkranzes glitten an seinem Gesicht hin. Ein unwillkürlicher Seufzer entfuhr ihm. — „Friedrich, bist du wach?" — „Ja, Mutter." — „Kind, bete ein wenig — du kannst ja schon das halbe Vaterunser — daß Gott uns bewahre vor Wasser- und Feuersnot."

Friedrich dachte an den Teufel, wie der wohl aussehen möge. Das mannigfache Geräusch und Getöse im Hause kam ihm wunderlich vor. Er meinte, es müsse etwas Lebendiges drinnen sein und draußen auch. — „Hör, Mutter, gewiß, da sind Leute, die pochen." — „Ach nein, Kind; aber es ist kein altes Brett im Hause, das nicht klappert." — „Hör'! hörst du nicht? es ruft! hör doch!"

Die Mutter richtete sich auf; das Toben des Sturms ließ einen Augenblick nach. Man hörte deutlich an den Fensterläden pochen und mehrere Stimmen: „Margreth! Frau Margreth, heda, aufgemacht!" Margreth stieß einen heftigen Laut aus: „Da bringen sie mir das Schwein wieder!"

Der Rosenkranz flog klappernd auf den Brettstuhl, die Kleider wurden herbeigerissen. Sie fuhr zum Herde und bald darauf hörte Friedrich sie mit trotzigen Schritten über die Tenne gehen. Margreth kam gar nicht wieder; aber in der Küche war viel Gemurmel und fremde Stimmen. Zweimal kam ein fremder Mann in die Kammer und schien ängstlich etwas zu suchen. Mit einem Male ward eine Lampe hereingebracht; zwei Männer führten die Mutter. Sie war weiß wie Kreide und hatte die Augen geschlossen. Friedrich meinte, sie sei tot; er erhob ein fürchterliches Geschrei, worauf ihm jemand eine Ohrfeige gab, was ihn zur Ruhe brachte, und nun begriff er nach und nach aus den Reden der Umstehenden, daß der Vater vom Ohm Franz Semmler und dem Hülsmeyer tot im Holze gefunden sei und jetzt in der Küche liege.

Sobald Margreth wieder zur Besinnung kam, suchte sie die fremden Leute los zu werden. Der Bruder blieb bei ihr und Friedrich, dem bei strenger Strafe im Bett zu bleiben geboten war, hörte die ganze Nacht hindurch das Feuer in der Küche knistern und ein Geräusch wie von Hin- und Herrutschen und Bürsten. Gesprochen ward wenig und leise, aber zuweilen drangen Seufzer herüber, die dem Knaben, so jung er war, durch Mark und Bein gingen. Einmal verstand er, daß der Oheim sagte: „Margreth, zieh dir das nicht zu Gemüt; wir wollen jeder drei Messen lesen lassen, und um Ostern gehen wir zusammen eine Bittfahrt zur Muttergottes von Werl."

Als nach zwei Tagen die Leiche fortgetragen wurde, saß Margreth am Herde, das Gesicht mit der Schürze verhüllend. Nach einigen Minuten, als alles still geworden war, sagte sie in sich hinein: „Zehn Jahre, zehn Kreuze. Wir haben sie doch zusammen getragen, und jetzt bin ich allein!" Dann lauter: „Fritzchen, komm her!" –

Friedrich kam scheu heran; die Mutter war ihm ganz unheimlich geworden mit den schwarzen Bändern und den verstörten Zügen. „Fritzchen," sagte sie, „willst du jetzt auch fromm sein, daß ich Freude an dir habe, oder willst du unartig sein und lügen, oder saufen und stehlen?" — „Mutter, Hülsmeyer stiehlt." — „Hülsmeyer? Gott bewahre! Soll ich dir auf den Rücken kommen? wer sagt dir so schlechtes Zeug?" — „Er hat neulich den Aaron geprügelt und ihm sechs Groschen genommen." — „Hat er dem Aaron Geld genommen, so hat ihn der verfluchte Jude gewiß zuvor darum betrogen. Hülsmeyer ist ein ordentlicher angesessener Mann, und die Juden sind alle Schelme." — „Aber, Mutter, Brandes sagt auch, daß er Holz und Rehe stiehlt." — „Kind, Brandes ist ein Förster." — „Mutter lügen die Förster?"

Margreth schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Höre, Fritz, das Holz läßt unser Herrgott frei wachsen und das Wild wechselt aus eines Herrn Lande in das andere: die können niemandem gehören. Doch das verstehst du noch nicht; jetzt geh in den Schuppen und hole mir Reisig."

Friedrich hatte seinen Vater auf dem Stroh gesehen, wo er, wie man sagt, blau und fürchterlich ausgesehen haben soll. Aber davon erzählte er nie und schien ungern daran zu denken. Überhaupt hatte die Erinnerung an seinen Vater eine mit Grausen gemischte Zärtlichkeit in ihm zurückgelassen, wie denn nichts so fesselt, wie die Liebe und Sorgfalt eines Wesens, das gegen alles Übrige verhärtet scheint, und bei Friedrich wuchs dieses Gefühl mit den Jahren, durch das Gefühl mancher Zurücksetzung von seiten Anderer. Es war ihm äußerst empfindlich, wenn, so lange er Kind war, jemand des Verstorbenen nicht allzu löblich gedachte; ein Kummer, den ihm das Zartgefühl der Nachbarn nicht ersparte. Es ist gewöhnlich in jener Gegenden, den Verunglückten die Ruhe im Grabe abzusprechen. Der alte Mergel war das Gespenst des Brederholzes geworden; einen Betrunkenen führte er als Irrlicht bei einem Haar in den Zellerkolk (Teich); die Hirtenknaben, wenn sie nachts bei ihren Feuern kauerten und die Eulen in den Gründen schrieen, hörten zuweilen in abgebrochenen Tönen ganz deutlich dazwischen sein: „Hör mal an, fein's Liseken," und ein unprivilegierter Holzhauer, der unter der breiten Eiche eingeschlafen und dem es darüber Nacht geworden war, hatte beim Erwachen sein geschwollenes blaues Gesicht durch die Zweige lauschen sehen. Friedrich mußte von andern Knaben Vieles darüber hören; dann heulte er, schlug um sich, stach auch einmal mit seinem Messerchen und wurde bei dieser Gelegenheit jämmerlich geprügelt. Seitdem trieb er seiner Mutter Kühe allein an das andere Ende des Tales, wo man ihn oft Stunden lang in derselben

Stellung im Grase liegen und den Thymian aus dem Boden rupfen sah.

Er war 12 Jahre alt, als seine Mutter einen Besuch von ihrem jüngeren Bruder erhielt, der in Brede wohnte und seit der törichten Heirat seiner Schwester ihre Schwelle nicht betreten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ball.

Skizze von Hannamaria Batschewski.

Bei der großen Pumpe, die den Wasserbehälter der Anstalten speist, arbeiten vier Gefangene. An den Stamm einer Kastanie gelehnt, schaut der Aufseher bald dem Auf und Ab des mächtigen Holzschwengels, bald dem eifrigen Fluge der sammelnden Immen zu. Ringsum blüht der Frühling. Die Obstbäume stehen in voller Pracht. Narzissen und Goldlack senden ihren duftenden Odem über die Gartenhecken.

Die Blicke der vier Sträflinge sehen nichts von all der Schönheit. Wie gebannt starren sie auf ihre Hände, die aus den braunen Kitteln seltsam schwer und hart sich um die Griffe legen. Vier rechte Hände sind obenauf. Zwei schworen falschen Eid, eine erschlug im Zorn den Freund, die andere raubte ungezählt fremdes Eigentum. Ob sie Reue empfinden? Nichts davon steht in den bartlosen Gesichtern unter der flachen Mütze geschrieben, nichts als eine dumpfe, finstere, trotzige Gleichgültigkeit. —

Den breiten Heckenweg vom Haus her schreitet der Direktor. Neben ihm trippelt sein Töchterchen. Goldene Locken wirbeln um das mutwillige Köpfchen; in den Augen badet sich des Himmels Bläue. Die kleinen Hände werfen einen großen bunten Ball empor und suchen ihn spielend aufzufangen. —

Der Aufseher nimmt dienstliche Haltung an und grüßt. Läßt keinen Blick von den Gefangenen, während der Vorgesetzte mit ihm spricht. Die Kleine zupft den Vater und bittet: „Weitergehen!" Er schiebt sie sacht beiseite. Da hüpft sie fort, wirft ihren Ball mitten unter die Arbeitenden und ruft neckisch: „Fang auf, Mann, fang auf!"

Ein Paar dunkle Augen richten sich auf die liebliche Unschuld, und wie weher Schmerz steigt's in dem fahlen Gesicht hoch. Dann schiebt die Spitze des Holzschuhs hastig den bunten Ball weg, daß er zurücktrudelt. Doch damit ist das lustige Geschöpfchen nicht zufrieden. Wieder durchfliegt das runde Ding die Luft und plumpst beim Niedersinken in ein großes, halbvolles Wasserfaß. Eine Wolke zieht über das Kindergesicht. Dann fordern die roten Lippen kurz entschlossen: „Lieber Mann, hol' ihn raus!"

Unter gesenkten Lidern spähen seine Augen zu dem ruhig sprechenden Beamten. Ein kurzes Überlegen, und jäh tritt er zurück, streift den Ärmel hoch, beugt sich tief über den weiten Rand der Tonne und greift den Ausreißer.

„Mach' ihn auch trocken!" bettelte der kleine Mund. Scheu hebt die harte Sträflingshand den Zipfel der braunen Jacke, wischt und reibt. Wie ein köstlich wertes Gut hält er den Ball. Plötzlich kniet er vor der süßen Kindergestalt, preßt das Gesicht in die Falten des rosa Kleidchens und stammelt verzweifelt, abgerissen: „So, so — — muß jetzt mein Kind, meine Ursula sein, und — — ich darf sie nicht sehen!" Erschrocken schiebt die Kleine den Kopf des fremden Mannes beiseite.

Der Aufseher will, einen scharfen Verweis auf den Lippen, hinzutreten, doch ein Wink des Direktors, der alles beobachtet, bannt ihn an seinen Platz.

Schon steht der Kenner verirrter Seelen vor dem Sträfling: „Stehen Sie auf, ich werde Ihrer Frau schreiben, sie möge Ihnen verzeihen und Ihnen das Kind herbringen, Ahrens!"

Er sieht das Zucken des Mundes, das Beben der Lippen eines Menschen, der seit drei Jahren zum ersten Mal seinen Namen nennen hört.

Erstaunt betrachten die andern den fassungslosen Gefährten, der sich an den Pumpenmast lehnt. Der Aufseher zieht die Uhr.

Da beugt sich der Direktor zu seinem Kinde hinab: „Hast du dich bedankt, Margot? Geh' hin und gib allen die Hand!"

In lachendem Gehorsam trippelt sie zurück. „Danke schön", klingt das helle Stimmchen, und viermal legt sich die schmale weiße Kinderhand vertrauend zwischen braune, fronegewohnte Männerfäuste.

Dann wandert Margot an der Hand des Vaters weiter. Der Aufseher blickt ihnen lange nach, hängt die Waffe über und lehnt sich lächelnd wie vorhin an den Kastanienstamm. Die Pumpe hebt und senkt sich wieder. Aber es ist ein rascher, fröhlicher Takt. Auf dem Antlitz der vier Sträflinge liegt der Widerschein inneren Erlebens. Der Frühling selbst ist über sie hingeglitten ...

Mein Walter von der Vogelweide.

Erlebnis von Hugo Salus.

Als ich heute morgen in der wunderschönen, dichtbelaubten Allee, die aus der alten Vorstadt zum Schlosse emporführt, genugsam hin und her gewandert war und mich wahrhaft kindlich mit den Sonnenlichtern auf den Blättern und auf dem Boden der so gut ausgeschlafenen Straße gefreut hatte, da bog ich nicht wie sonst in den hellen Park neben der Burg ein; ich weiß nicht, was mich veranlaßte, mich auf einem der glatten, nicht zu hohen Meilensteine am Rande der Straße niederzulassen, ein Bein über das andere zu schlagen und den Arm gebeugt auf das Knie zu setzen, das Kinn in die Hand zu schmiegen und vor mich hin zu träumen. Ich fühlte mich in dieser Stellung zwischen dem Grün und Gold der Bäume sehr wohl, und es ist selbstverständlich, daß mir auch bald der Anfang des geliebten Gedichtes Walters von der Vogelweide einfiel, das in meinem Leben eine so große Rolle gespielt hat. Da kein Mensch in der Allee zu sehen war, sagte ich es laut vor mich hin, wie ich es vor über vierzig Jahren in der zweiten Klasse des Obergymnasiums gelernt hatte:

Ich saz uf eime steine,
Do dahte ich bein mit beine,
Dar uf satzt' ich den ellenbogen;
Ich hatte in mine hant gesmogen
Daz kinn und ein min wange,
Do dahte ich mir vil ange,
Wie man zer werlte solte leben

Weiter kam ich nicht, denn ich sah ganz deutlich unseren Deutschlehrer und meine Mitschüler vor und neben mir und erinnerte mich an die Szene, die sich damals zwischen dem Lehrer und mir abspielte. Wir hatten unsere mittelhochdeutsche Sprachlehre vor uns aufgeschlagen, und er las uns mit seiner trockenen, näselnden Stimme die Verse vor, die mich schon zu Hause so entzückt hatten, denn ich war fünfzehn Jahre alt und hatte natürlich schon angefangen, selbst zu dichten. So las er denn: „Ich saz uf eime steine, Do dahte ich bein mit beine..." Hier unterbrach er die Vorlesung und begann gleich am Anfang des wunderschönen Gedichtes, aus dem ich die Freude des Dichters herausgefühlt hatte, das nachdenklich verträumte Bild des auf einem Steine sitzenden Grüblers anschaulich in Worten zu malen, uns seine Sprachweisheiten auseinander zu setzen: „Dies ‚dahte ich bein mit beine' müßt ihr recht verstehen!" sagte er sehr gewichtig. „Das heißt: ich dachte, ein Bein über dem anderen Beine, und nicht, wie oberflächliche Übersetzer immer wieder leichtfertig hinschreiben: ich deckte Bein mit Beine! Denn erstens kann ein Bein eines Sitzenden das andere nie bedecken, sondern nur über dem Knie kreuzen, während ein Teil des aufgestellten, gebeugt aufgestellten unteren Beines immer frei bleibt; und zweitens müßte dann, wenn es ‚deckte' heißen sollte, ‚dakte' hier stehen, nicht ‚dahte'. — Was lachen Sie denn da hinten, frecher Bube?" stürzte er in diesem Augenblick auf mich zu, „was haben Sie denn wieder für eine blöde Büberei in Ihrem elenden Schädel ausgeheckt?"

Ich war mir wahrhaftig nicht bewußt, gelacht zu haben; ich war im tiefsten Herzen empört und angewidert von der Art, wie dieser jämmerliche Lehrer uns den herrlichen Walter von der Vogelweide, dessen Name schon ein Gedicht ist, erklären wollte, so stand ich denn auf und hielt eine Rede, die gewiß eine große Keckheit und vordringliche Anstandsverletzung bedeutete, die aber vielleicht das aufrichtigste Kunstbekenntnis war, das ich in meinem Leben abgelegt habe.

„Ich habe das Gedicht schon auswendig gelernt", sagte ich, „weil es das schönste Gedicht ist, das ich bisher in der Schule gelesen habe; ich bin begeistert davon, wie der Dichter den sitzenden Mann schildert, und hätte nie geglaubt, daß ein Mensch mit den paar schlichten Worten solch ein wunderbares Kunstwerk zustande bringen kann. Deshalb ist es auch ganz unmöglich, daß dieses Wort dahte, das ja dachte gelesen wird, von denken abgeleitet sein soll, denn der Dichter kann doch nicht sagen: Ich dachte Bein mit Beine, darauf setzte ich den Ellenbogen, da er das Bild ja weiter ausmalt und so lieblich fortfährt: ich hatte in meine Hand das Kinn und meine Wange geschmiegt, und dann erst selbst sagt: so dachte ich ängstlich nach, wie man auf Erden leben solle. Es wäre ja geschmacklos, wenn er in die so einzig schöne Linienführung seiner Schilderung das hölzerne Lineal: „ich dachte Bein auf Beine" hineinpatzen und dadurch die ganze Stimmung stören würde. Das ist unmöglich!"

Der Herr Professor rang empört über meine Frechheit nach Luft, er schaute sich fast hilflos im Kreise um, ob denn keiner meiner Mitschüler mir den kecken Schnabel zuhalten wolle, ich aber fuhr, ganz mutig geworden fort:

„Ich kann zu wenig Mittelhochdeutsch, um sagen zu können, ob dies Wort dahte deckte heißen kann; aber ich habe mir beim Lesen gedacht, daß es vielleicht von Dach abgeleitet sein dürfte, also ich bedachte ein Bein mit dem anderen, wenn es nicht einfach ein Schreibfehler in der Handschrift „dahte“ statt „dakte“ ist, da es im Jahre 1200 gewiß solche Schreibfehler gegeben hat wie jetzt Druckfehler.“

In diesem Augenblicke hatte sich der Herr Lehrer wiedergefunden; er sprang auf mich zu und gab mir einen Stoß, daß ich auf meinen Sitz zurückflog: „Affe, blöder!“ brüllte er mich an, „du wirst an diese Stunde denken! Heute wirst du hundertmal aufschreiben: Do dahte ich bein mit beine, bedeutet soviel wie: ich dachte, ein Bein über das andere gelegt. Hundertmal! Und morgen wirst du mir's bringen!“ —

Diese Strafaufgabe habe ich mit Ekel geschrieben, ob ich es ehrlich hundertmal hinkritzelte oder einigemale unterschlug, weiß ich nicht mehr. Was ich aber weiß, das ist der Umstand, daß mich der Herr Deutschlehrer von diesem Tage an wütend haßte, daß ich ihm in diesem Schuljahre keine Frage nach Wunsch beantwortete und daß ich am Ende des Jahres aus der deutschen Sprache eine „nicht genügende“ Note im Zeugnis hatte, so daß meine kecke, vorlaute Begeisterung für Walter von der Vogelweide mich ein ganzes Jahr meines Lebens kostete, da ich natürlich die Klasse wiederholen mußte. —

Es sind über vierzig Jahre seit damals verflossen, ich sitze jetzt in der herrlichen, sommerlichen Allee und denke Bein mit Beine an meinen Deutschlehrer; und ich lache, lache aus fröhlicher, schönheitserfüllter Brust, denn es gibt gute Menschen auf der Welt, die mich trotz dieses Schandflecks aus meiner Vergangenheit, trotz dieses schlechten Zeugnisses aus der deutschen Sprache für einen deutschen Dichter halten. Und so will ich diesen braven Menschen, die mein bißchen Kunst ihrer Liebe würdigen, noch etwas erzählen, was mit meinem Erlebnis zusammenhängt.

Die Stadt, in der mir das Unheil mit dem Deutschlehrer geschehen war, hatte mich vor etwa zehn Jahren zu einer Vorlesung in ihrem Vereinshause eingeladen. Da brachte das dort erscheinende „Kreisblatt“ einen großen, mich beschämenden, überschätzenden Aufsatz über mein dichterisches Wirken, und der gütige Verfasser dieses Hymnus vergaß natürlich nicht zu melden: Und dieser Dichter, dessen Werke ihr selbst lesen müßt, um mein Lob zu verstehen, ist hier in unserer Stadt am Gymnasium in der deutschen Sprache durchgefallen!

Welch' eine Freude machte es mir damals, wieder nach langen Jahren in den Laubengängen des dortigen Marktplatzes zu wandeln, zum Kloster zu gehen, in dem zu meiner Zeit das Gymnasium untergebracht war, und so manchem Schulgenossen begegnen zu können! Unser Deutschlehrer war nicht bei der Vorlesung. Aber in der nächsten Nummer des Kreisblattes, das mir die Freunde schickten, fand ich folgendes „Eingesendet“, das ich wortgetreu hierher setze:

„Mit Rücksicht auf die über den Vortragenden in der vorigen Nummer dieses Blattes gemachte Mitteilung, daß derselbe am hiesigen Gymnasium aus der deutschen Sprache eine nichtgenügende Note erhalten habe, teile ich mit, daß derselbe aus der deutschen Sprache, aber auch aus der Mathematik eine nicht genügende Note erhalten hat. F. K., Professor im Ruhestande.“

Nun bin ich für alle Zeiten bloßgestellt! Hätte ich diese Erwiderung, verehrter Herr Professor, zur Besserung meiner schlechten Sitten und zur Verbesserung meiner deutschen Sprache vielleicht auch hundertmal abschreiben sollen?



Bunte Chronik



*** Akustische Vasen.** Gelegentlich des Abbruchs der Kirche St. Sauveur in Condé sur Noireau im Departement Calvados (Frankreich) stießen die Arbeiter zu ihrer nicht geringen Überraschung am Kreuzpunkt der Gewölbe auf leere Sandsteingefäße, die in das Mauerwerk eingelassen waren und deren Bedeutung man sich zunächst gar nicht erklären konnte. Bei einer Höhe von dreißig und einem Durchmesser von zehn Zentimetern zeigten sie einen engen Hals, und ähnelten im übrigen im Aussehen einer griechischen Amphora. Es handelt sich um sogenannte akustische Vasen, wie sie schon im Altertum und später vom 11. bis 17. Jahrhundert in Italien, Schweden, Zypern und Frankreich angewandt wurden. In der Regel sind es gewöhnliche topfartige Gefäße, von denen nur das Mundstück sichtbar ist; sie hatten den Zweck, das gesprochene Wort wie auch den Gesang in den betreffenden Räumen besser verständlich zu machen. — Wenn man auch, besonders in der Normandie, derartige Vasen schon mehrfach gefunden hat, so handelt es sich doch immerhin um eine nicht alltägliche Entdeckung, der vom archäologischen Gesichtspunkt aus eine ziemliche Bedeutung beizumessen ist. — Man darf übrigens diese akustischen Vasen nicht verwechseln mit anderen, die sich auch häufig in alten Gewölben finden, aber nur besonders leichtes Mauerwerk ersetzen sollen und gern im Kreuzpunkt alter Gewölbe eingemauert wurden.

*

*** Eine illuminierte Verkehrspolizei.** Die Pariser Verkehrspolizisten werden illuminiert. Ein Versuch, der sich gut bewährt haben soll, wurde bereits gemacht. Die Polizisten haben Stöcke, die durch eine im Gürtel getragene Batterie erleuchtet werden. Diese Stöcke sind von den Fahrern auf Hunderte von Metern zu erkennen. Es handelt sich um die Erfindung eines Eisenbahnbeamten.



Rätsel-Ecke



Uhren-Rätsel.



1—2 = Ausruf,
1—4 = Umstandswort,
1—5 = Zeit,
2—5 = Zahl,
2—4 = Ausruf,
6—9 = Teil eines Zimmers,
7—8 = Verhältniswort,
11—12 = persönl. Fürwort,
11—2 = weibl. Vorname,
1—12 = ?

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 179.

Gitter-Rätsel:



= Herbstabend

*

Spitzen-Rätsel:

```
DIE ERSTEN SCHWALBEN
a s i r e c ü r u a e a a l e i m o
n c c b g h t f s r y n s b n r i t
k h h g i i e u s d l d s r k k l e
 i b e s f   r b i o   e e b h i
 a a r t f   t a n n   r c a u e
  u i e       u e       h l h
  m c r       m n       t l n
    h                     o
    t                     n
```

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.